

Sophie Czerny

TOTENSEE

Thriller

KNAUR 

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer-knaur.de**

1. Auflage September 2026

Originalausgabe September 2026

© 2026 Knaur Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe Droemer Knaur GmbH & Co. KG
Landsberger Straße 346, 80687 München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Die Nutzung dieses Werks für Text- und Data-Mining
im Sinne des § 44b UrhG bleibt explizit vorbehalten.

Dieses Werk wurde vermittelt durch die AVA international GmbH
Autoren- und Verlagsagentur, München. www.ava-international.de

Redaktion: Antje Nissen

Covergestaltung: © SO YEAH DESIGN, Gabi Braun

Coverabbildung: Collage unter Verwendung von Motiven
von David Lichtneker / Robert Jones / Arcangel Images
und Shutterstock.com

Satz und Layout: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-426-56819-4

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:
produktsicherheit@droemer-knaur.de

*Für meine Buben
Konstantin und Dominik,*

*die ich so abgöttisch liebe,
dass ich für sie durch die Hölle gehen würde.*

»Gott ist widerlegt,
der Teufel aber nicht –?«

Friedrich Nietzsche

PROLOG

Etwas lag in der Luft, das die Grillen zum Verstummen brachte. Auch sonst gab kein Tier einen Laut von sich. Nur ein Geräusch schob sich in die Stille: Ruder, die vom Kahn aus ins Wasser glitten. Ihr Eintauchen zerstörte die Illusion, es mit einem Spiegel zu tun zu haben. Zuvor waren Berge darin zu sehen gewesen. Jetzt zerschellte das Spiegelbild.

Hinter dem Kamm trat die Sonne hervor. Dort, wo die ersten Strahlen auf das Wasser trafen, brachten sie sein Grün zum Leuchten. Das Gewässer war stellenweise mehrere Meter tief, dennoch konnte man bis auf den Grund sehen.

Das Laub an den Bäumen hatte sich bereits zu verfärben begonnen. Bald würde ihr Blätterwerk wieder in Zinnoberrot leuchten, als stünde es in Flammen.

Als das Boot die Mitte des Sees erreicht hatte, holte die Gestalt im Inneren die Ruder ein. Geräuschlos glitt der Kahn über die Wasseroberfläche. Trieb auf die Boje zu, die dort befestigt war. Die Wellen des sich nähernden Boots brachten sie zum Schaukeln. Auf Höhe der Boje griff die Gestalt zum Enterhaken, angelte nach ihrer Kette. Sie zog das Boot näher heran und band es mit einer Leine daran fest. Anschließend holte sie einen Putzschwamm hervor, beugte sich damit über die Reling und scheuerte mit Hingabe die Algen von der Unterseite der Boje, die sich dort festgesetzt hatten. Derweil trieb ein Schmetterling auf das Boot zu. Er schlug mit den Flügeln, doch es gelang ihm nicht, sich aus dem Wasser zu befreien. Da legte die Gestalt den Schwamm beiseite, hob den Schmetterling heraus und setzte ihn sich aufs Knie. Sie wartete so lange, bis die Flügel getrocknet waren und das Insekt weiterfliegen konnte. Inzwischen hatte sich eine Wolke vor die Sonne geschoben.

»Es war einmal ein Kind«, flüsterte die Gestalt und sah dem

Schmetterling hinterher. »Es war klein und schwach, deswegen schickten sie es fort. Darüber war das Kind sehr traurig. Doch wenigstens fand es einen Freund. Er war das Wertvollste, was das Kind je besessen hatte.« Die Gestalt lächelte in Richtung Boje, als richteten sich ihre Worte an sie.

»Doch eines Tages tauchte der böse Wolf auf.« Ihr Lächeln verflüchtigte sich. Sie sah zu, wie sich eine Stechmücke auf ihrem linken Unterarm niederließ. Sie verscheuchte sie nicht.

»Der Wolf demütigte und verletzte das Kind. Da dachte es, es würde sich bestimmt legen, es müsse nur ausharren. Denn es hatte ja seinen Freund. Also hielt es alles aus.«

Ihre Oberlippe zuckte, als die Mücke die Haut durchstach.

»Doch als ihm der Wolf eines Tages den Freund nahm, zerbrach etwas in dem Kind.« Sie sah dabei zu, wie die Mücke Blut sog.

»Da fasste es einen Entschluss. Das Kind wusste, es brauchte nur zu warten. Sobald es an der Zeit wäre ...« Sie fixierte die Stechmücke. Kaum sog sie kein Blut mehr, hob die Gestalt den rechten Arm.

»... würde es zurückschlagen.« Die Hand sauste auf den Unterarm herab, dass es klatschte. »Und zwar mit solcher Wucht, dass nichts, aber auch rein gar nichts mehr übrig bleiben würde.« Sie hob die Hand, unter der sie die Mücke zerquetscht hatte, tauchte den Arm ins Wasser und wusch das Gemisch aus Blut und Gewebe ab. Dann beugte sie sich nach unten und zog einen Pflanztrog aus dem Bauch des Kahns näher zu sich heran. Der Trog hatte Ösen an den Seiten, durch die eine Kette führte.

Die Gestalt erhob sich. Es brauchte beide Hände, um den Trog an der Kette hochzustemmen. An ihrem Ende war eine Boje befestigt.

Die Gestalt positionierte den Trog auf der Sitzfläche und wartete, bis sich das Schaukeln des Boots gelegt hatte, dann ließ sie ihn langsam an der Kette ins Wasser. Sie sah zu, wie der Trog Richtung Boden sank, und lächelte, als sich die Haare, die aus dem Beton herauschauten, durch die Bewegung des Wassers aufrichteten.

ADA SABEL, WIEN

2. Dezember 2002 – Gegenwart

Wie jeden Morgen erwachte Ada Sabel schweißgebadet. Ihr Herz raste. Das Geräusch von zerberstendem Glas hallte in ihrem Kopf nach. Es hätte sie nicht gewundert, wenn sie in einem Meer aus Scherben gelegen hätte.

Sie schob die Decke zur Seite, erhob sich aus dem Bett und schlurfte ins Badezimmer nebenan. Die nackte Glühbirne flackerte, als sie den Schalter betätigte und vor den Waschtisch trat. Aufstehen fiel ihr mit jedem Tag schwerer. Dabei war sie noch keine vierzig. Zumindest nicht auf dem Papier. Emotional betrachtet war sie seit dem Vorfall eine Greisin.

Sie ließ Wasser in einen Zahnputzbecher laufen und nahm einen Schluck. Dabei vermied sie, einen Blick in den Spiegel zu werfen. Er würde nur preisgeben, was sie ohnehin schon wusste. Dass dunkle Ringe ihre Augenhöhlen größer erscheinen ließen und ihre Wangen über Nacht vermutlich noch weiter eingefallen waren. Es zeugte davon, wie unterbrochen ihr Schlaf seit Langem war.

Immerhin war sie zu diesem Therapeuten gegangen. Nach einer Sitzung hatte sie jedoch festgestellt, dass sie es mit sich selbst ausmachen musste. Und seither träumte sie Nacht für Nacht, bis es irgendwann nichts mehr zu träumen geben würde, so hoffte sie zumindest.

Sie wusch sich das Gesicht und trocknete es am Handtuch mit den Initialen M.S. ab. Als ihre Finger über die Buchstaben auf dem verblichenen Frotteestoff strichen, seufzte sie. Die Ereignisse der letzten Monate hatten ihr Kraftreservoir von der Größe eines Stausees zu der einer Regenpfütze schrumpfen lassen. Sie konnte nur hoffen, dass diese nicht bald vollends vertrocknet sein würde.

Sie drehte dem Spiegel den Rücken zu, ohne einen Blick hineingeworfen zu haben. Auf dem Weg ins Wohnzimmer kam sie an Dutzenden Umzugskartons vorbei. Würde sie Besucher empfangen, würden diese den Eindruck gewinnen, sie wäre erst gestern und nicht vor einigen Monaten eingezogen. Trotzdem hatte sie es noch nicht geschafft, die Kisten auszupacken. Notgedrungen hatte sie sie stattdessen zu Mobiliar umfunktioniert.

Sie steuerte den Wasserkocher an und befüllte ihn. Nach kurzer Zeit begrüßte sie das Gerät mit einem Zischen und Fauchen.

Sie griff zur einzigen Tasse, die sie behalten hatte, hängte einen Teebeutel hinein und goss ihn auf. Allmählich begann sich der vertraute Geruch von Ingwer zu verbreiten. Wie ein alter Freund reichte er ihr die Hand. Die Hand, die sie wie jeden Tag aus dem finsternen Loch zurück ins Leben ziehen würde.

Eine Zeit lang stand sie über die dampfende Tasse gebeugt und inhalierte den Duft. Ein Teil von ihr wollte glauben, wenn sie nur lange genug stünde, könnte vielleicht etwas von der Wärme bis in ihr Innerstes vordringen.

Als sich dies nicht einstellen wollte, nahm sie ihr Handy und ging mitsamt der Tasse zu einem abgewetzten Sofa hinüber. Es war das einzige Möbelstück neben dem Bett, das nicht aus Karton bestand. Kaum hatte sie darauf Platz genommen, wählte sie die erste Nummer ihres Kurzwahlspeichers und stellte auf Lautsprecher. Sofort sprang die Mailbox an. »Hi, hier ist Mara«, füllte eine fröhliche Mädchenstimme den Raum. Als der Piepton einsetzte, legte Ada auf und ging auf Wahlwiederholung. Auch die weiteren neun Anrufe endeten alle in der Mailbox.

Da legte sie das Handy beiseite, lehnte sich zurück und begann, die Umzugskiste vor ihr zu fixieren. Sie verharrte in dieser Position, als wäre sie ein Magier, dem es allein kraft seiner Augen möglich war, den Deckel anzuheben. Wie jeden Morgen misslang es.

Als sie den Blick von der Kiste löste und erstmals an ihrem Tee nippte, stellte sie fest, dass er bereits erkaltet war.

Ein beißend kalter Wind hatte die Ausstellungsstraße im 2. Wiener Gemeindebezirk leer gefegt, als sie sich wenig später auf den Weg machte. Kein einziger Fußgänger kam ihr auf dem Weg zum Praterstern entgegen. Erst dort traf sie auf die üblichen Obdachlosen, die in den wenigen Nischen Unterschlupf suchten.

Obwohl sie den Kragen hochstellte und die Hände in den Manteltaschen vergrub, drang die Kälte mit jedem Schritt tiefer in ihren Körper ein. Es waren jene Momente, in denen sie sich einen höheren Körperfettanteil gewünscht hätte. Es war nur eines der Dinge, die sie nicht ändern konnte.

Als sie aus den Gedanken auftauchte, stand sie auf der Rossauer Brücke, die über den Donaukanal führte. In den Sommermonaten war das Ufer ein beliebter Treffpunkt, vor allem abends. Einige Restaurants stellten Sonnenstühle auf. Manche schütteten sogar Sand auf. Jetzt hingegen war das Ufer menschenleer.

Das Gebäude, in dem das Landeskriminalamt Wien untergebracht war, lag auf der anderen Seite, entlang der Rossauer Lände. Das imposante Eckhaus mit seinem kuppelförmigen Eckturm schien ihr auch heute wie ein Leuchtturm den Weg zu weisen.

Als sie sich dem Haupteingang näherte, konnte sie davor eine Gruppe Männer ausmachen. Ihr Lachen drang zu ihr herüber. Einige rauchten Zigarette. Sie blieb stehen und umklammerte das Zippo in ihrer rechten Manteltasche. Dann änderte sie die Richtung und steuerte den Seiteneingang an. Als sie die Glastür erreichte, nahm sie darin eine Reflexion wahr. Sie erstarrte. Für einen Augenblick war ihr, als könne sie darin einen Geist sehen. Sie senkte rasch den Blick, zog die Tür auf und schlüpfte ins Innere. Auch heute sah niemand, wie sie das Gebäude betrat.

WOHNSIEDLUNG AM RAND VON BERLIN

Später Nachmittag desselben Tages

Das Schellen der Türklingel ließ die Frau zusammenfahren. Rasch faltete sie die Postkarte wieder der Länge nach zusammen und rappelte sich von dem Schemel auf, auf dem sie gekniet hatte. Die Karte klemmte sie unter das Kreuz, das oberhalb des Schemels an der Wand hing. Dann eilte sie Richtung Eingangstür.

»Ja?«, fragte sie in Ermangelung eines Spions durch die Tür hindurch.

Als sich nichts regte, brachte sie die Sicherheitskette an und öffnete die Tür einen Spalt.

Niemand stand davor. Vom anderen Ende des Flurs drangen Stimmen zu ihr herüber. Eine der üblichen Konversationen ihrer Nachbarn, der sie aufgrund fehlender Türkischkenntnisse nicht folgen konnte. Vermutlich hatte sich nur wieder eines der Kinder einen Spaß erlaubt und bei ihr angeläutet.

»Diese Rotzlöffel. Denen müsste mal jemand Disziplin beibringen«, murmelte sie und wollte die Tür wieder schließen, als sich ein Armstumpf durch den Spalt schob.

Sie zuckte zurück und stieß einen Schrei aus.

»Ich mach doch nur Spaß!«, sagte eine Stimme. »Ich bin es, Frida.«

»Du hast mich vielleicht erschreckt. Ich bin schon ganz ...« Frida schloss die Tür, entfernte die Sicherheitskette und ließ einen Mann herein. »Verzeih, dass es recht kühl ist bei mir, aber die Heizung ist mal wieder ausgefallen.« Sie schlug die Enden ihrer Strickjacke übereinander.

Er behielt den Mantel an und ging ihr in dem kurzen Flur voraus,

der an ein kleines Wohnzimmer grenzte. Dort ließ er den Blick durch den Raum schweifen.

Nur mehr vereinzelte Ringe trugen den Vorhang, der sich im Luftzug bewegte. Die Sonne hatte die Stoffblumen ihrer Farbe beraubt. Flecken durchzogen die Zimmerdecke. An einigen Stellen hatte die Tapete Blasen geworfen. An anderen löste sie sich von den Wänden. Zwischen Fenster und Anrichte eingeklemmt stand ein Sofa mit Zierkissen. Eine adrett gefaltete Wolldecke hing über einer der Lehnen.

»Hübsch.«

Sie sah zu Boden.

»Worüber wolltest du mit mir reden, Frida?«

»Ich ... also ...« Sie knetete die Hände. Ihre Augen huschten hin und her.

»Ruhig.« Er ging auf sie zu und packte sie mit seiner gesunden Hand sanft an der Schulter. »Ganz ruhig.«

Sie nickte, hob jedoch nicht den Blick.

»Lass uns erst einmal Platz nehmen.«

Sie gab dem Druck seiner Hand nach und ließ sich von ihm auf das fleckige Sofa setzen.

»Und dann erzählst du mir in aller Ruhe, was du auf dem Herzen hast.« Er setzte sich neben sie.

Eine Weile saßen sie stumm nebeneinander. Dann warf sie einen kurzen Blick zum Fenster, wie um zu prüfen, ob jemand dort stand, und lauschte. Als sie sich ihm zuwandte, schepperte es.

Sie schnellte in die Höhe.

»Das war nur ein Schneeball«, sagte der Mann ruhig. »Kein Grund zur Panik.«

»Das sagst du so leicht. Da ... da draußen ist jemand –«

»Da hast du völlig recht. Und zwar Kinder, die einen Schneeball auf dein Fenster geworfen haben.« Er lächelte.

»Ich kann so nicht mehr weitermachen ...« Sie schüttelte den Kopf.

»Was soll das heißen?« Mit einem Ziehen an ihrem Arm gab er ihr zu verstehen, sich wieder neben ihn zu setzen.

»Das soll heißen, es war ein Fehler. Das hätte nicht passieren dürfen.« Sie nahm zögerlich Platz. »Ich kann einfach nicht mehr.« Sie vergrub ihr Gesicht in den Händen und begann zu schluchzen.

»Das verstehe ich«, sagte er und strich ihr über den Rücken.

»Du verstehst das?« Sie ließ die Hände sinken. »Wirklich?«

»Natürlich verstehe ich das. Was hast du jetzt vor?«

Sie zuckte mit den Schultern. »Ich weiß nicht. Zur Polizei gehen?«

»Es war jedenfalls richtig, dass du dich an mich gewandt hast. Wir finden eine Lösung.«

»Ich wusste, du würdest mir helfen. Sonst kann ich ja mit niemandem ...« Sie verstummte.

»Du hast es für dich behalten, habe ich recht? Und jetzt lastet die Schuld auf dir wie ein Gewicht.«

Sie nickte. Tränen lösten sich und liefen ihr die Wangen hinunter.

»Es frisst mich auf. Ich bin so furchtbar müde.«

»Du Ärmste, das muss schrecklich gewesen sein. Komm her.« Er nahm sie in die Arme. Strich ihr mit dem Stumpf übers ergraute Haar. Ihr kleiner Körper bebte, verlor sich förmlich in seiner Umarmung.

»Alles wird gut«, flüsterte er ihr ins Ohr. »Du tust das Richtige.«

Sie hob den Kopf und sah ihm in die Augen. »Heißt das, du hilfst mir?«

»Natürlich werde ich dir helfen.«

Es war ihr anzumerken, wie die Anspannung von ihr abfiel. Sie ließ den Kopf sinken und weinte an seinem Brustkorb.

»Alles wird gut.« Er schloss sie fest in die Arme.

Nach einer Weile sagte sie: »Du kannst mich jetzt loslassen, ich bekomme ja fast keine Luft.«

Er lächelte, schien sie nicht zu hören.

»Lass mich los ...« Ihre Worte waren kaum zu hören.

»Verzeih.« Er löste die Umarmung und lächelte sie an. »Du siehst müde aus, Frida. Du solltest dich besser hinlegen.«

Sie nickte.

Er stand auf und legte ihr die Beine aufs Sofa. Sie folgte der Bewegung und ließ sich von ihm auf den Rücken betten.

»Schlaf jetzt. Ich werde aufpassen. Wenn du ausgeschlafen bist, gehen wir zur Polizei.« Er deckte sie mit der Wolldecke zu und griff nach einem der Zierkissen.

Sie lächelte ihn an, als er es ihr unter den Kopf schob.

»Und jetzt mach die Augen zu und ruh dich aus«, sagte er und setzte sich neben sie, tätschelte ihr die Hand.

Wieder gehorchte sie und schloss die Augen.

Dann griff er zu einem der anderen Zierkissen und drückte es ihr aufs Gesicht.

Sie schrie, doch das Kissen dämpfte jedes Geräusch.

Er fixierte ihren Körper mit seinem, spannte sie regelrecht ein. Drückte das Kissen fester auf Mund und Nase. Setzte dafür auch jenen Arm ein, an dem ihm das Handgelenk fehlte.

Sie zappelte. Schlug erst zaghaft, dann immer wilder um sich. Versuchte den Kopf zu befreien, doch keiner ihrer Schläge konnte seinem massigen Körper etwas anhaben. Mit seinem ganzen Gewicht hielt er dagegen.

Kurz darauf verlor ihre Gegenwehr an Intensität. Dann verebbte sie gänzlich, und ihr Körper erschlaffte.

Als er sicher war, dass sie tot war, hob er das Kissen. Ihre Augen blickten starr Richtung Decke.

Er legte das Kissen neben sie, zog sich einen Lederhandschuh an und stand auf.

Öffnete die Schubladen der nahen Kommode, nahm das bisschen Schmuck, das er darin fand, und leerte den restlichen Inhalt auf den Boden. Dann durchwühlte er auch die Kästen und Schubladen in der Küche. Er durchsuchte noch ihre Handtasche und nahm alles Bargeld an sich, dann lauschte er an der Tür. Als er sicher war, dass niemand auf dem Gang war, trat er vor die Tür. Dann zog er sie zu und schlich davon.

Keine Minute später öffnete sich die Tür der Wohnung gegenüber. Eine Gestalt huschte über den Gang und machte sich mit einer Kreditkarte an der Tür zu schaffen. Nach einigem Rucken ließ sich das Schloss öffnen. Die Tür sprang auf, und die Gestalt betrat die Wohnung. Kaum entdeckte sie Fridas reglosen Körper, maß sie ihren Puls. Dann zerrte sie den Leichnam Richtung Tür. Sobald sie sich vergewissert hatte, dass der Gang leer war, schleifte sie den Leichnam in die Wohnung gegenüber und schloss die Tür hinter sich.

ADA, WIEN

3. Dezember 2002 – später Vormittag

Ada wartete, bis sich der Gang geleert hatte. Dann bog sie um die Ecke und steuerte den Kaffeeautomaten an. Sie warf das entsprechende Kleingeld ein und drückte die Taste für Schwarztee. Aus dem Augenwinkel nahm sie wahr, dass sich ihr Leute näherten. Sie holte einen Zettel aus der Manteltasche und begann zu lesen. An einer Passage blieb sie hängen, obwohl sie den Gesetzestext nicht zum ersten Mal las.

Eine Eintragung des Todes im Zentralen Personenstandsregister beziehungsweise die Ausstellung einer Sterbeurkunde ist nur möglich, wenn der Körper der/des Toten aufgefunden und identifiziert beziehungsweise die gerichtliche Beweisführung des Todes oder die Todeserklärung erwirkt wurde.

Nein, so weit käme es nicht. Mara würde bestimmt wieder auftauchen.

Bitte, lass es auch lebend sein ...

Als sie eine Hand auf ihrer Schulter spürte, zuckte sie zusammen.

»Ada?«

Sie wirbelte herum.

Simone Wigert stand auf einmal vor ihr. Ihre Hand ruhte auf Adas Schulter. Ada musste der Versuchung widerstehen, sich davon zu befreien. Im Stillen zählte sie von zehn herunter. Erst bei fünf zog ihre Kollegin die Hand weg.

»Sorry, du, ich wollte dich nicht erschrecken, aber du hast nicht reagiert.«

Ada faltete rasch den Zettel zusammen und steckte ihn zurück in die Manteltasche.

Zwei Frauen kamen an ihnen vorbei. Kaum sahen sie Ada, musterten sie sie mit hoherhobenen Brauen von oben bis unten und tauschten Blicke miteinander aus.

»Ist das nicht ...?«, hörte Ada eine der beiden flüstern.

Simone trat neben den Automaten und machte ihnen Platz.

Es schmerzte Ada zu sehen, mit welcher Selbstverständlichkeit sie das tat. Simone hatte sich schon immer unter ihrem Wert verkauft, noch bevor sie ihrer Kinder wegen in den Innendienst gewechselt hatte. Seit sie vor Kurzem aus einer weiteren Elternzeit zurückgekehrt war, schien sie sich noch kleiner zu machen.

»Und?«

»Was, und?«

»Ich habe gefragt, wie es dir geht. Hab von der Suspendierung gehört ... tut mir leid, wie es gelaufen ist. Aber du weißt ja, in jeder Krise steckt bekanntlich auch eine Chance.«

Ja, genau. Die Scheiße habe ich jetzt noch gebraucht ...

Auf der Suche nach einer Erwiderung sah Ada auf ihre Springerstiefel. Simones Blick brannte auf ihr.

»Alles okay mit dir?«

Ada nickte.

»Aber du blutest doch.« Simone deutete auf Adas Handgelenk.

Der Verband war verrutscht, wie Ada jetzt sah. Blut tropfte auf den Boden, was ihr gar nicht aufgefallen war. »Das ist nichts.« Sie zog den Ärmel ihres Mantels darüber. Im selben Moment glaubte sie aus dem Stimmengewirr ihren Chef Heimo herauszuhören. Sie hob den Kopf und sah an Simone vorbei. Tatsächlich stand er am anderen Ende des Gangs und plauderte, so wie er das gerne tat.

Ada machte auf dem Absatz kehrt und entfernte sich in die entgegengesetzte Richtung.

»Was ist mit deinem Tee?!«, rief Simone ihr hinterher.

Ada drehte sich nicht um, sondern beschleunigte, bis sie ums Eck war. Dann nahm sie die Treppe nach oben.

Im Gemeinschaftsraum war sie nicht wie erhofft allein. An einem der beiden Tische saßen zwei Männer und spielten Schach. Ada hatte die beiden noch nie gesehen. Sie steuerte die Küchenzeile im hinteren Bereich an.

Als sie am Tisch der Männer vorbeikam, warf sie einen flüchtigen Blick auf das Schachbrett.

Keiner der beiden sah zu ihr auf. Einer brummte etwas, das wie *Mahlzeit* klang.

Sie erwiderte nichts. Zu sehr hasste sie die Angewohnheit vieler Kollegen, ab dem späten Vormittag bis weit nach Mittag jeden mit dieser Grußformel anzureden. Sie verspürte auch heute keinen Hunger. Wenn man es genau nahm, spürte sie sich selbst in letzter Zeit kaum mehr noch.

»Da hat wohl jemand nicht gelernt zu grüßen«, hörte sie in ihrem Rücken, während sie den Wasserkocher befüllte.

»Was sagst du eigentlich zu der Wigert?«, fragte einer der beiden Männer.

»Was soll ich zu der sagen?«

»Na, offenbar hast sie noch nicht gesehen, seit sie zurück aus der Karenz ist.«

»Nein, warum?«

»Die ist jetzt mehr breit als hoch. Richtig fett ist die worden. Und langsam ist die erst! Der kannst beim Denken zuschauen. Offenbar ist der nach der Geburt nur mehr eine Gehirnzelle übrig geblieben.«

»Na ja, zum Tippen eines vertrottelten Berichts wird es wohl gerade noch reichen.« Beide Männer lachten.

Ada tat so, als hätte sie die Konversation nicht mit angehört. Sie öffnete den Schrank und fand, wonach sie gesucht hatte. Sie nahm einen Teebeutel aus einer der Verpackungen und krallte sich noch einen Müsliriegel. Dann wartete sie, bis das Wasser kochte, goss es in eine Tasse und ließ den Tee ziehen. Anschließend ging sie Richtung Ausgang. Als sie am Tisch der Männer vorbeikam, blieb sie stehen.

Sie zog einmal kurz, aber kräftig am Spielbrett. Sämtliche Schachfiguren fielen daraufhin um und verteilten sich auf dem Spielfeld.

»Ups«, sagte sie ruhig. Dann ging sie weiter Richtung Tür.

»Was soll die Scheiße?« Der Mann, der mit dem Rücken zur Küche saß, schoss in die Höhe.

Sie hörte, wie ein Stuhl auf den Boden kippte, aber da war sie bereits aus der Tür hinaus und in der nahen Toilette verschwunden.

Als sie zehn Minuten später noch einmal den Gemeinschaftsraum betrat, um ihren Tee zu holen, standen die Herren um das Schachbrett und schüttelten die Köpfe.

»Wo war noch mal der König?«

»Keine Ahnung. Hier, glaube ich. Oder hier?«

Ada trat neben ihren Tisch. Bevor die Männer realisiert hatten, dass sie nicht mehr allein waren, stellte sie mit gezielten Griffen alle Figuren wieder dorthin, wo sie gestanden hatten, bevor sie sie umgestoßen hatte.

»Das gibt's doch nicht ...«

»Doch, genau so war es! Wie um alles in der Welt ...?«

Ada warf den Teebeutel in den Mülleimer und ging mit der Tasse Richtung Ausgang.

»Das war echt irre! Wie hast du das gemacht?« Der Mann drehte sich zu ihr um und machte große Augen.

»Na ja«, sagte sie im Hinausgehen. »Ich hab einfach nur die eine Gehirnzelle verwendet, die mir als Mutter nach der Geburt verblieben ist.« Damit knallte sie die Tür hinter sich zu und huschte die nahe Stiege hinauf. Nahm immer zwei Stufen auf einmal, bis sie das oberste Stockwerk erreicht hatte. Am Ende des Flurs angelangt, vergewisserte sie sich, dass sie allein war. Dann erst trat sie durch die Tür mit dem Schild *Betreten verboten*.

DONAUKANAL, WIEN

4. Dezember 2002 – früher Morgen

Die Nebelschwaden umwaberten ein Ruderboot, das mitsamt seinem Passagier in Richtung Flussmitte trieb. Es nahm an Fahrt auf, als die Strömung es erfasste und flussabwärts lenkte. Um die Uhrzeit herrschte kein Schiffsverkehr.

Wenig später passierte es die Schwedenbrücke, die den Bezirk Leopoldstadt mit der Inneren Stadt verband.

Auch auf den Straßen war es ruhig. Nur vereinzelte Menschen gingen mit hochgestelltem Kragen und schnellen Schrittes über die Brücke. Niemand achtete auf das Boot, das weiter flussabwärts trieb.

Vorbei an den Graffitis am anderen Ufer.

An den Trauerweiden, deren tief hängende Äste über den Asphalt scharrtten.

Das Boot verschwand unter dem Stahlkörper der Aspernbrücke. Näherte sich der Uferseite an, auf der sich die Urania Sternwarte befand. Dem geschwungenen Verlauf der Promenade folgend, trieb es Richtung Radetzky-Brücke, dort, wo der Wienfluss in den Donaukanal mündete. Die Strömung in diesem Bereich ließ das Boot erst tänzeln, dann hielt ein Strudel es an ein und derselben Stelle.

Zwei Jugendliche marschierten dort gerade über die Brücke.

»Yo, was ist das?« Der Kleinere der beiden zeigte auf das Boot und rammte seinem Freund den Ellenbogen in die Seite.

»Was soll der Scheiß, Alter?« Sein Freund sah von seinem Handy auf und stutzte. »Hä? Warum rudert der Typ nicht? Ist der etwa besoffen oder was?«

»Werden wir gleich sehen.«

»Alter, was wird das?« Er sah zu, wie sich sein Freund bückte und einen Schneeball formte.

»Was gibst du mir, wenn ich seinen Hut treffe?«

»Bist du irre? Schaffst du nie!«

Sein Freund holte zum Wurf aus und schleuderte den Schneeball Richtung Boot. Sofort eilten beide zum Sockel der nahen Straßenlaterne und versteckten sich dahinter.

Das Geschoss traf den Passagier am Oberkörper.

Als kein Schimpfen zu hören war, kamen die Jugendlichen aus ihrer Deckung hervor und spähten über das Jugendstilgeländer.

Der Hut saß noch an derselben Stelle. Der Passagier selbst war in Schieflage geraten.

»Nice shot, aber knapp daneben ist leider auch vorbei.«

»Alter ... der muss aber besoffen sein. Der checkt ja gar nix!«

Ein Rabe kam angeflogen und ließ sich auf dem Bug des Kahns nieder. Die Jugendlichen sahen zu, wie der Vogel die Reling entlanghüpfte und sich der Gestalt annäherte.

Nach einer Weile wagte der Rabe, auf die Holzbank zu hüpfen. Als sich wieder nichts regte, flatterte der Vogel und setzte sich auf die Schulter des Passagiers und zupfte am Hut, doch nichts geschah. Er versuchte es ein weiteres Mal.

Diesmal verrutschte der Hut. Der Rabe pickte erneut, dann flatterte er davon und ließ sich am Geländer neben den Jugendlichen nieder.

»Was ist das Widerliches, bitte?« Der Kleinere der beiden verzog das Gesicht. »Alter, das musst du dir reinziehen.« Er deutete auf den Vogel.

»Gleich ...« Der andere öffnete seinen Rucksack, um sein Handy darin zu verstauen. Da rammte ihm sein Freund den Ellenbogen so fest in den Rücken, dass es ihm aus der Hand fiel. »Scheiße, was soll das, du Spast!« Er hob das Handy auf und drehte sich zu seinem Freund.

Dieser starrte Richtung Boot. Ihm stand der Mund offen.

»Was glotzt du so dämlich?« Er folgte dem Blick seines Freundes.
»Was für eine abgefahrene Scheiße ist das bitte?«, murmelte er.

Der Hut ruhte nicht mehr auf dem Kopf des Passagiers. Er lag jetzt zu seinen Füßen, neben den Rudern im Bauch des Kahns. Nur dass darunter überhaupt kein Kopf war. An seiner Stelle ragte ein blutiger Stumpf in die Höhe.

Keine halbe Stunde später pulsierte die Urania blau. Mit einem Enterhaken zog die Polizei das Boot an Land. Ein Beamter von der Spurensicherung kletterte hinein und machte Aufnahmen. Anschließend nahm er sich den Mantel der Leiche vor, den diese verkehrt herum trug. Auf der Suche nach einem möglichen Identitätsnachweis tastete er die Außentaschen ab. Dann knöpfte er den Mantel auf und legte die nackte Haut am Rücken frei.

Der Beamte stutzte. »Ach, du Scheiße! Das ... das müsst ihr euch ansehen.«

PARKPLATZ, BAD REICHENHALL

Später Nachmittag desselben Tages

Niemand nahm von dem Wagen Notiz, der auf dem Parkplatz in der hintersten Reihe stand. Seit der Feierabendverkehr abgeebbt war und ein eisiger Wind eingesetzt hatte, trieben sich kaum noch Menschen auf den Straßen herum.

Die Gestalt hinter dem Lenkrad hatte die Sonnenblende heruntergeklappt. Ihr Gesicht lag im Dunkeln und war von außen nicht zu erkennen. Sie startete den Motor und schaltete Musik ein. Die ersten Takte eines Schlagerliedes setzten ein. Sie schloss die Augen und begann, den Kopf sanft im Takt hin und her zu wiegen, während eine sonore Stimme aus den Boxen drang:

*» Ein Zug durchquert die Nacht,
die aus Schatten Träume macht!«*

»Gleich ...« Mit erhobener Hand in Richtung Fußraum mahnte sie zur Ruhe und sang mit: »In ein kaltes, finst'res Land, weit weg von hier«. Sie stellte die Musik leiser, drehte sich Richtung Beifahrersitz und spähte durch die Seitenscheibe.

»Es kann nicht mehr lange dauern.« Aus einer Tasche auf dem Beifahrersitz holte sie ein Bündel heraus, das sie sich auf den Schoß legte. Sie löste das Stoffband und rollte das Bündel auf ihren Oberschenkeln aus. Aus einem der Fächer zog sie eine Visitenkarte heraus. »Hübsch.«

Niemand antwortete ihr.

Sie fuhr mit dem Zeigefinger über das erhabene Logo. Ein stilisiertes Herz, das zwei Hände in die Höhe hielten.

»Hübsch, nicht?« Sie löste den Blick von der Visitenkarte und richtete ihn auf den Fußraum.

Erneut kam keine Antwort.

Sie steckte die Visitenkarte wieder zurück in das Fach, an das sich mehrere Spritzen reihten, die fein säuberlich nebeneinander eingeordnet waren. Anschließend rollte sie alles ein, verstaute das Bündel in der Tasche und hängte sich diese über die Schulter. Dann sah sie wieder zum mehrgeschossigen Gebäude, an dessen Eingang ein Logo prangte. Es war dasselbe wie das auf der Visitenkarte.

Die Tür schwang auf, und eine kleine Person trat auf den Gehsteig. Sie prüfte, dass kein Auto kam. Dann überquerte sie die Straße und eilte auf den Spielplatz.

»Einen Augenblick noch.« Die Gestalt drehte die Musik lauter.

»Kalter Wind auf leerem Gleis.

Jeder Atemzug wird Eis.

Fern die alte Welt,

kein Weg führt mehr zurück.«

Als sie den Motor abstellte, erstarb die Musik. Sie zog den Schlüssel ab und lächelte in Richtung Fußraum. »Bin gleich wieder da, dann geht es weiter.« Sie fingerte nach dem Deckel der Kühlbox, die sich im Fußraum befand, und hielt inne. »Hast du etwas gesagt?« Sie legte den Kopf schief.

Erneut gab der zwischen Kühlaggregaten eingeklemmte Kopf keine Antwort. Da verschloss sie die Kühlbox mit dem Deckel, stieg aus dem Wagen und folgte der Person auf den Spielplatz.

ADA, WIEN

Zur gleichen Zeit

Auf dem Rohdachboden des Landeskriminalamts Wien gab es keine Aufenthaltsräume, nicht einmal eine Sitzgelegenheit. Streng genommen war der Aufenthalt gar nicht erlaubt, aber das störte Ada nicht. Auch nicht, dass es muffig roch. Es genügte, dass es der einzige Ort außerhalb ihrer Wohnung war, an dem sie ungestört war. Im Dachraum des Eckturms drehte sie eine Kiste um und nahm darauf Platz. Das Gurren der Tauben drang durch die schlechte Dämmung nach innen. Sie saß eine Weile da.

Als sie ein Ziehen im Magen spürte, sah sie auf die Uhr. Kaum zu glauben. Es war bereits früher Abend. Demnach hatte sie schon wieder Zeit verloren. Ein Phänomen, das sich in letzter Zeit häufte. Ob sie erneut den Therapeuten aufsuchen sollte? Sie verwarf die Idee und packte stattdessen den Müsliriegel aus. Das Ablaufdatum war ein halbes Jahr überschritten. Er schmeckte so, wie es auf dem Dachboden roch. Während sie den Riegel hinunterwürgte, sah sie einer Spinne dabei zu, wie sie eine Fliege zu einer Mumie spann.

Anschließend holte sie ihr Handy hervor und wählte die letzte Nummer ihrer Anrufliste. Immer wieder hörte sie die Ansage an, ohne eine Nachricht auf der Box zu hinterlassen.

Sie saß die Zeit ab, bis das Tageslicht schwand. Dann packte sie zusammen und machte sich auf den Weg.

Als sie die Tasse in den Gemeinschaftsraum zurückgebracht hatte und Richtung Ausgang ging, hörte sie eine Stimme in ihrem Rücken.

»Ada, bist du das? Warte!«

Sie tat, als hätte sie ihren Chef nicht gehört. Mit gesenktem Kopf eilte sie zu den Stufen weiter. Heimo war nicht der Schnellste. Wenn

sie sich beeilte, hätte sie das Ende der Stiege erreicht, noch bevor er die erste Stufe genommen hätte.

»Bleib stehen, Ada!«

Sie drehte sich nicht um, sondern erhöhte ihr Tempo. Der Stoff ihres bodenlangen Mantels bauschte sich. Sie rempelte zwei Männer an, die ihr entgegenkamen.

»Hey, kannst nicht aufpassen, du Grufti?«

Sie ignorierte auch dies.

»Ada, ich weiß, dass du mich hörst!«

Sie brauchte sich nicht umzudrehen, um zu wissen, dass Heimo oben am Geländer stehen geblieben war. Nur mehr wenige Stufen, dann hätte sie es geschafft.

»Du kannst nicht mehr jeden Tag herkommen, hörst du mich, Ada? Das geht einfach nicht!«

Natürlich hörte sie ihn. Aber sie wollte nicht, dass er aussprach, was sie bereits wusste. Sie stieß die Eingangstür auf und stürmte ins Freie hinaus.

Zielloos streifte sie durch die Gassen des Stuwerviertels. Es war nicht die nobelste Gegend Wiens. Immerhin konnte in den letzten Jahren dank einiger Schwerpunktaktionen die Straßenprostitution eingedämmt werden. Aber das hieß nicht, dass sie der Vergangenheit angehörte. Es gab immer noch ausreichend verdeckte Prostitution. Gerade der an Adas Wohnhaus angrenzende Park war ein Ort, an dem der Kinderstrich schneller wieder aufgekeimt war als das Unkraut. Die Nähe zum grünen Prater und die gute Verkehrsanbindung lockten dennoch ausreichend Leute an. Das galt nicht für Ada.

Für sie zählte nur, dass der Bezirk am anderen Ende von jenem Ort lag, an dem sich ihre frühere Wohnung befand. Dort, wo sie jeder Winkel daran zu erinnern schien, dass etwas fehlte. Sie ertappte sich dabei, dass der Zeigefinger ihrer rechten Hand wie von selbst die Buchstaben MS in den Stoff ihrer Manteltasche schrieb. Mara Sabel. Ada seufzte.

Sie wusste, sie kam nicht umhin, irgendwann wieder in ihrer früheren Wohnung vorbeizuschauen. Sobald ihre Kraft stärker wäre als der Schmerz, den der Besuch wieder auslösen würde. Irgendwann, aber nicht heute.

Obwohl schon Stunden unterwegs, konnte sie noch nicht nach Hause. Sie ließ die Schienen hinter sich, überquerte die Straße und ging einen Baustellenzaun entlang. Die Lichter des nahen Riesenrads leuchteten ihr den Weg zu einem lindgrünen Containerkomplex. Das *Mexx* war ein Fixpunkt am Praterstern. Genau wie der nahe Bahnhof und die Blechschlange, die sich zu jeder Tages- und Nachtzeit um die riesige Verkehrsinsel wand. Der Club hatte sich eine ehemalige U-Bahn-Unterführung zu eigen gemacht und war beliebt bei Fans von Deep House und Electroclash. Anders als für die meisten Besucher war die Musik nicht der Grund für ihren Besuch. Niemand interessierte sich hier für Ada und Ada sich nicht für die Menschen hier. Die Mehrheit würde ohnehin erst viel später eintrudeln, nach Mitternacht.

Sie passierte den Türsteher und tauchte ab in den Untergrund. Ein Geschoss tiefer gab es keine Fenster. Die Lüftung stieß den Atem vergangener Nächte aus. Alle Wände waren in Schwarz gestrichen. Ada hob sich in ihrer Kleidung kaum von ihnen ab.

Um die Uhrzeit war noch ausreichend Platz in den Gängen. Nur vereinzelt Männer standen entlang der Bar vor einem Glas Bier. Im Hintergrund lief ein elektronischer Beat in einer Lautstärke, die eine Unterhaltung zuließ. Auch dies würde sich später ändern. Ada hatte beim Betreten nicht darauf geachtet, wer diesmal auflegen würde. Weil es keine Rolle spielte.

Vor der Bar blieb sie stehen und sah in die Runde.

»Irgendwer Bock auf Sex?«

Nach wenigen Sekunden schnellten die Hände zweier Männer in die Höhe.

Ada ging an ihnen vorbei auf einen Mann zu, der am anderen Ende der Bar an der Ecke stand und sie fixiert hatte. Seine Hände ruhten teilnahmslos am Tresen.

Es war unerheblich, wie er aussah. Es reichte ihr zu spüren, was in seinem Blick mitschwang.

Sehnsucht.

Sie blieb neben ihm stehen, fing seinen Blick auf und deutete mit dem Kopf Richtung Toilette. Dann ging sie voraus, ohne zu prüfen, ob er ihr überhaupt folgte.

Aber er tat es.

Er überragte sie um zwei Köpfe, wie sie in der Kabine feststellte. Sein Shirt spannte um den Brustkorb, am Hals sah sie den Ansatz einer Tätowierung. Sie versuchte auszublenden, dass er gut roch.

»Du fackelst wohl nie lange. Stehst du etwa auf SM oder –«

»Nur weil ich mich schwarz kleide? Ach was, vergiss es.«

»Du hast noch dieses Ding da mit den Schnallen an ...«, sagte er und wollte sich an ihrer Lederkorsage zu schaffen machen.

»Lass das.« Sie drehte ihm den Rücken zu. »Ich bin nicht zum Reden hergekommen.«

Er schnaubte kurz.

Sie hörte es knistern, als er eine Kondomverpackung aufriss, dann, wie er den Reißverschluss seiner Hose öffnete. Zog ihre eigene hinunter. Schob den Mantel beiseite. Beugte sich nach vorne, sodass der Kreuzanhänger um ihren Hals über der Kloschüssel baumelte. Verdrängte, dass es nach Pisse stank. Dass Kot am Klodeckel klebte. Jemand *Scheißleben* auf eine Kachel geschmiert hatte.

Als er in sie eindrang, stützte sie sich mit beiden Händen an der Wand ab. Bei jedem Stoß horchte sie in sich hinein. Aber da war nichts. Auch nicht, als die Stöße schneller wurden. Sie ihn schnaufen hörte.

Nichts spürte sie.

Rein gar nichts.

»Fester!«

»Mach ich doch schon ...« Er stieß härter zu.

Dennoch kam er nicht gegen die Leere an, die ihr Innerstes ausfüllte.

Kurz darauf stöhnte er und kam.

Sie richtete sich auf und befreite sich von ihm, zog ihre Hose hoch.

»Und ... war ich gut?« Er streifte das Kondom ab.

Sie schob ihn beiseite, sperrte die Tür auf und ließ ihn in der Toilette zurück.

Was hätte sie ihm auch sagen sollen? Es gab darauf keine Antwort. Schließlich hatte sie vor fünf Monaten aufgehört, sich zu spüren.

Kaum hatte Ada die Wohnungstür zugezogen, fiel ihr Blick auf den Stapel Umzugskisten, der sich im Vorzimmer auftürmte. Wie ein stummes Mahnmal stand er da. Als wollten die Kisten Ada fragen, wann sie sie endlich auspackte.

Sie senkte den Blick und ging an ihnen vorbei. Den Mantel warf sie auf die Couch. Dann trat sie ans Fenster, das auf eine Sackgasse hinausging. Auf der Feuermauer gegenüber prangten Graffiti in allen Farben und Formen. Ein Grund, warum sie so gern ans Fenster trat, vor allem nachts, wenn die Straßenbeleuchtung die Wand in ein warmes Licht tauchte. Sie tat es zur Ablenkung, wenn die Leere sie wieder zu verschlucken drohte. So wie jetzt.

Jemand hatte *It's not over until it's over* an den linken Rand geschrieben und damit den Spruch *Und wo ist dein Leben?* übersprayt. Jetzt war davon nur noch der Teil *Leben?* übrig. Bis vor Kurzem hatte es ihr geholfen, die Graffiti anzustarren. In letzter Zeit half nicht einmal mehr das.

Sie kehrte dem Fenster den Rücken zu und zog sich auf dem Weg zum Schlafzimmer aus. Befreite den Unterarm vom Verband und warf alle Sachen aufs Bett. Im Bad stieg sie in die Dusche und drehte das Wasser auf. Dann griff sie zur Scherbe und setzte damit zum Schnitt am linken Unterarm an. Sie zog ihn quer über die vier parallelen Schnitte, die noch nicht verheilt waren, um die Fünf vollzumachen. Als sie nichts spürte, erhöhte sie den Druck. Die Spitze bohrte sich tiefer ins Fleisch. Blut floss ihr Handgelenk entlang und tropfte

in die Duschwanne. Da erst ließ sie vom Arm ab. Sie schloss die Augen und sank in die Knie. Ließ sich vom Dampf umhüllen, das heiße Wasser über Kopf und Körper fließen.

Ein weiterer Tag war also vergangen. Ein weiterer, an dem sie keine Spur von Mara gefunden hatte.

Tag 145.

ADA, WIEN

Am selben Abend

An Schlaf war ohnehin nicht zu denken, daher versuchte es Ada gar nicht erst. Stattdessen zog sie sich wieder an und suchte jenen Teil des Praters auf, in dem der Vergnügungspark untergebracht war. Nur mehr vereinzelte Fahrgeschäfte waren beleuchtet, unter anderem *Der Alpenblitz*. Sie steuerte direkt darauf zu.

Einige Lämpchen dieser Hochschaubahn flackerten. Je näher sie dem Fahrgeschäft kam, desto stärker roch es nach Erbrochenem. Ein ausrangierter Wohnwagen diente als Verkaufsschalter. Die Seitenscheibe war durch ein Schiebefenster ersetzt worden. Das Brett unterhalb war schief montiert und fungierte als Pult. Links davon hing ein Mülleimer, der überquoll. Darunter saß eine Ratte und knabberte an einem Maiskolben.

Gerade als sie den Wohnwagen erreichte, drehte der alte Mann im Inneren ein Schild um. Die Lichter an der Hochschaubahn erloschen, und die Anlage verstummte. Sie konnte auf einmal die Ratte zu ihren Füßen fiepen hören.

Kaum hatte der alte Mann sie entdeckt, riss er die Augen auf. Er schob die Scheibe einen Spalt auf. »Du schon wieder! Kannst net lesen?« Er deutete auf das Schild, auf dem *Geschlossen* stand.

Sie kramte in ihrer Manteltasche, holte einen Fünfeuroschein heraus und legte ihn wortlos mitsamt Handy und Zippo auf den Tresen. Ohne seine Reaktion abzuwarten, ging sie durch das Drehkreuz.

»Hast nix Besseres zum Tun?«, brüllte er ihr hinterher.

Sie zuckte mit den Schultern und kletterte in den vordersten Waggon.

»Such dir ein Hobby, verdammte Scheiße!« Er betätigte einen

Knopf. Die Beleuchtungskörper gingen wieder an, und die Anlage fuhr hoch.

»Ich liebe dich auch, Freddie!« Sie streckte den Arm hoch und zeigte ihm den Mittelfinger.

Mit einem Ruck setzte sich ihr Waggon in Bewegung. Kühle Nachtluft blies ihr ins Gesicht, während die Anlage den Wagen in die Höhe zog. Es roch nach Schnee. Das Rattern der Kette legte sich über das Klingeln, das von ihrem Handy ausging. Als sich der Waggon dem höchsten Punkt näherte, schloss sie die Augen.

Der alte Mann lag falsch. Was sie brauchte, war kein Hobby. Alles, was sie brauchte, war das Gefühl, noch am Leben zu sein.

Der Moment, als der Waggon die letzte Kuppe überwand und sich allmählich talwärts neigte, war das, was Ada geblieben war. Die Erwartung des freien Falls dehnte die Zeit. Ihre Herzfrequenz erhöhte sich. Sie spannte die Muskeln an. Als das Adrenalin einschoss, spürte sie eine längst vergessene Wärme. Sie hielt die Augen geschlossen, auch als der freie Fall einsetzte.

Innerhalb von Sekunden beschleunigte der Waggon auf knapp siebenzig Kilometer pro Stunde. Bereits nach dem ersten auf den freien Fall folgenden Looping hatte ihr Gehirn den Sinn für oben und unten verloren.

Es brauchte diesmal fünf Runden, bis sie wieder aus dem Waggon kletterte. Der Boden schwankte unter ihr, als sie vor den Campingwagen trat.

Freddie schob Handy und Zippo über den Tresen. »Sieht aus, als wär dein Typ gefragt.«

Das Display zeigte einen verpassten Anruf an. Die Nummer sagte ihr nichts. Sie entfernte sich ein paar Schritte und hörte die Nachricht ab, die man ihr hinterlassen hatte.

»Hier Doktor Behrens. Eigentlich dürfte ich Sie gar nicht anrufen, aber ich weiß, dass Sie ... also, ich meine, ich würde das wissen wollen. Was ich sagen will, ist: Ich habe hier eine weibliche Leiche auf dem Tisch ...« Noch bevor die Nachricht zu Ende war, entglitt ihr

das Handy, und ihre Beine gaben nach. Gerade noch rechtzeitig klammerte sie sich am Maschendrahtzaun fest, der das Gelände zur Liliputbahn hin abtrennte. Sie ließ sich an dem Zaun zu Boden gleiten und lehnte sich mit dem Rücken dagegen.

Alles um Ada herum schien sich zu drehen. Ihr war speiübel. Die Außentemperatur lag unter dem Gefrierpunkt, dennoch spürte sie nicht die Kälte, die vom Boden ausging. Sie versuchte, ihre Gedanken zu ordnen, die durch ihren Kopf wirbelten.

Bitte nicht ...

Obwohl sie es besser wusste, kramte sie in ihrer Manteltasche und holte eine Blisterverpackung hervor. Als sie sah, dass bereits alle Tabletten herausgedrückt waren, fluchte sie. Sie zerknüllte den Blister, bis sie spürte, wie sich eine Kante in ihre Handfläche schnitt. Sie drückte fester zu, bis Blut aus ihrer Faust floss und auf den Mantel tropfte. Bilder blitzten vor ihren Augen auf.

Mara vor dem Laptop, den sie sich mal wieder von Ada gekrallt hat, weil ein zweiter nicht im Budget drin war. Wie sie sich umdreht, als Ada ihr Zimmer betritt. Da sind Sorgenfalten in ihrem blassen Gesicht. Sie will Antworten haben, die Ada ihr nicht geben kann. Wie sie kurz darauf aufspringt, im Flur nach Jacke und Handy greift und die Wohnungstür hinter sich zuknallt mit den Worten: »Ich hasse dich! Ich will dich nie mehr wiedersehen!«

Bitte lass das nicht das Letzte gewesen sein, was sie zu mir gesagt hat ...

»Mädel, du bist echt am Arsch!«

Die Worte drangen allmählich in Adas Bewusstsein. Sie sah auf.

Freddie stand vor ihr und streckte ihr die Hand entgegen. »Was soll das werden?« Er deutete auf das Feuerzeug in ihrer Hand. »Willst du etwa was abfackeln?«

Sie hatte nicht bemerkt, dass sie das Zippo in einem fort aufklappte, das Reibrad betätigte und die Klappe wieder schloss.

»Beweg deinen Hintern. Wir wollen doch nicht, dass dir dein hübscher Arsch abfriert.«

Während Freddie ihr aufhalf, ließ sie das Zippo wieder in der Manteltasche verschwinden. Sie bückte sich und hob das Handy auf.

»Und ich dachte, du wärst vor Monaten am Arsch gewesen. Muss ich mir Sorgen um meinen künftigen Umsatz machen?«

Ada schüttelte den Kopf.

»Gut. Denn auch wenn ich es nicht wahrhaben will, würdest du mir tatsächlich fehlen.« Er hielt ihr eine Packung Zigaretten hin.

Sie lehnte ab.

»Verstehe. Sollte auch aufhören mit dem Zeug. Aber an irgendwas muss man ja schließlich krepieren.« Er lachte, bis ihn ein Hustenanfall überfiel. Als er sich wieder gefangen hatte, räusperte er sich geräuschvoll und spuckte den Auswurf auf den Boden. »Unlängst waren Amis da. Ich sag's dir, richtig fette Leute waren das! Hatte Angst, die legen mir die Bahn lahm. Aber deppert sind die nicht, die Amis. Weißt, was der eine zum anderen gesagt hat?«

Ada erwiderte nichts.

»When nothing goes right, go left.«

Als Ada auch darauf nichts erwiderte, sagte er: »Ich hab auch ein bisserl gebraucht, bis ich den kapiert hab. Ist aber ein guter Spruch. Den kannst dir merken.«

Als Ada noch immer nicht reagierte, sagte er sanft: »Geh heim, Mädels.«

Ada nickte. Dann wandte sie sich in die entgegengesetzte Richtung von ihrer Wohnung. Sie musste noch ins Zentrum für Gerichtsmedizin.

BÜTTELSDORF NAHE MÜNCHEN

Zur gleichen Zeit

Ich weiß, was du damals getan hast, daher möchte ich dir helfen, las der Mann. Seine Augen überflogen die weiteren Zeilen, bis sie das Ende des Briefs erreicht hatten, der mit *ein Freund* unterzeichnet war.

Der Mann zerknüllte ihn, schob den Riegel nach oben und warf das Papierknäuel zu den brennenden Holzscheiten, wo es sofort Feuer fing. Dann schloss er die Ofentür und ging davor auf und ab. Seine Augen sprangen hin und her, konnten sich an keinem Punkt lange halten.

Erst als die Uhr an der Wand zur vollen Stunde schlug, hielt er inne. Er schnaubte, murmelte unverständliche Worte und schlurfte zum Klemmbrett, das an einem der Garderobenhaken hing. Mit dem daran befestigten Stift trug er die Uhrzeit in eine Liste ein. Dann schlüpfte er in die Stiefel, zog sich einen Parka über und setzte sich die Stirnlampe auf den Kopf.

Draußen regierte die Finsternis. Er schaltete die Lampe ein und zog die Tür des kleinen Häuschens zu. Dann stapfte er durch den Schnee und folgte den Spuren, die er im Zuge seiner letzten Runde hinterlassen hatte. Bog in das Waldstück zu seiner Linken ein. Nach kurzer Zeit lichteten sich die Bäume. Die Umrisse eines mehrstöckigen Gebäudes tauchten auf, das in völliger Dunkelheit lag. Die Schneelast der letzten Tage hatte Teile des Dachs zum Einsturz gebracht. Bald würden die morschen Dachbalken nachgeben und den Rest der Ziegel mit sich in die Tiefe reißen.

Er ging darauf zu, passierte das besprayed Mauerwerk. Warf einen Blick durch die Gitterstäbe der Fenster im Erdgeschoss und das dahinter liegende Schwarz. Rüttelte an der Kette, die die Flügel des Ein-

gangsportals zusammenhielt, und prüfte, ob das Vorhängeschloss noch saß, was es tat.

Dann folgte er den Fußspuren im Schnee, die ihn an weiteren Gebäuden vorbeiführten. In keinem einzigen brannte Licht. Auch kein Flackern eines Lagerfeuers war darin auszumachen. Nicht wie vor einem Jahr, als sich Jugendliche auf das Gelände geschlichen hatten und er sie verjagen musste.

An der nächsten Weggabelung bog er nach rechts und zog eine frische Spur nach sich. Der kniehohhe Schnee brachte ihn zum Schnaufen. Er näherte sich einem Schuppen, der an ein Gehege aus Maschendraht grenzte. Sofort sprang ein Hund an, schoss zum Zaun und begann zu kläffen. Eines seiner Ohren hing unnatürlich herunter. Rippen zeichneten sich unter seinem Fell ab.

Der Mann blieb vor dem Gehege stehen.

»Was willst du, du hässliche Missgeburt?«

Der Hund fletschte die Zähne.

»Hast du etwa Hunger?« Er legte den Kopf schief und verzog den Mund zu einem Grinsen. »Da!« Er steckte einen seiner Finger durch den Maschendrahtzaun.

Sofort stürmte der Hund darauf zu, bereit zuzuschnappen. Kurz bevor er den Zaun erreichte, spannte sich jedoch die Kette um seinen Hals und riss das Tier unsanft nach hinten. Der Hund jaulte auf.

Der Mann lachte und zog den Finger wieder zurück. »Du dämlicher Köter. Hast du wohl noch immer nicht gemerkt, wer hier das Sagen hat?« Er schüttelte den Kopf und hob eine rostige Eisenstange vom Boden auf, die er am Maschendrahtzaun entlangrattern ließ.

Bei dem Geräusch duckte sich der Hund und zog seinen Schwanz ein.

Auf einmal war ein leises Winseln zu hören.

»Was war das?« Der Mann hielt inne und richtete den Strahl seiner Stirnlampe auf den Hund, der mit seiner Schnauze ein kleines Fellbündel anstupste.

»Na, so was! Die Missgeburt von der Missgeburt ...« Er zog einen

Mundwinkel nach oben. Ließ ihn wieder fallen, als er die Zeit von seiner Uhr ablas. »Aber wie es aussieht, kann ich mich wohl erst später um die kleine Missgeburt kümmern.« Er pfefferte die Stange gegen den Zaun und machte sich wieder auf den Weg. Steuerte auf das Gebäude zu, das sich hinter einem kleinen Waldstück auftat. Es wirkte wie ein schlafender Riese. Er erreichte das Eingangsportal und warf einen flüchtigen Blick über die Schulter. Dann holte er einen Schlüssel heraus und öffnete damit das Vorhängeschloss, das an der Tür angebracht war. Sie schwang mit einem Quietschen auf. Sofort schloss er sie hinter sich.

Im Inneren lag Moder in der Luft, und ein monotones Tropfgeräusch erfüllte die Stille. Seine Schritte hallten von den Wänden wider. Eine Ratte stob davon.

Er bog in einen Flur ein und nahm dort weiter hinten die Treppe, die hinab in den Keller führte. Unten angelangt, wandte er sich nach rechts. Ein fensterloser Korridor führte die gesamte Längsseite des Gebäudes entlang. An seinem Ende war ein Flackern auszumachen. Auf dem Weg dorthin kam er an unzähligen Zellen vorbei, die von dem Gang abführten. Er summt ein Lied. Je näher er kam, desto federnder wurde sein Schritt.

Kurz bevor er das Ende des Gangs erreicht hatte, hielt er inne und schaltete die Stirnlampe aus. Er leckte sich über die Lippen, schloss die Augen und holte tief Luft. Blind tastete er sich vorwärts. Als er um die Ecke war, öffnete er die Augen und ließ den Anblick auf sich wirken.

Einige der Friedhofskerzen am Boden brannten noch. Ihre Flammen warfen langbeinige Schattenfiguren an die Wände. Der Luftzug ließ sie tänzeln.

Dahinter, mittig an der Wand, befand sich eine Tafel. Das untere Ende des einst weißen Tischtuchs sog Wasser vom Boden, was ihm einen Marmoreffekt verlieh. Obenauf saßen Schulter an Schulter Puppen und Stofftiere. Sie lehnten an der Mauer mit Blick zu ihm. Alle trugen Kleidung. Einige Röcke, andere Hosen. Sie waren der

Größe nach aneinandergereiht. Die kleineren an den Seiten. Die größte Puppe thronte in der Mitte. Die Wand über ihren Köpfen zierten Bild- und Zeitungsausschnitte. Auf der Mehrzahl der Abbildungen waren Engel zu sehen. Die Zeitungsberichte waren mit einem Stift markiert.

»Und ich weiß nur eins«, murmelte der Mann und ging auf den Altar zu. »Ich liebe dich so sehr. Niemals komm ich von dir los, unsere Liebe ist so groß!«

Er blieb vor dem Tisch stehen und zog ein Foto aus der Jackentasche. An seinen Ecken hingen Nadeln. Damit fixierte er die Porträtaufnahme auf dem Kopf der größten Stoffpuppe, die vor ihm in der Mitte saß. Das Gesicht auf dem Foto war makellos und bleich. Wie das eines Engels. Er beugte sich über die Puppe und flüsterte ihr ins Ohr: »Jetzt, wo ich weiß, dass du bald bei mir sein wirst ...« Dann zippte er den Reißverschluss seiner Hose auf.

ADA, WIEN

Am selben Abend

Kein Licht brannte mehr im kleinen Palais im Alsergrund, in dem das Zentrum für Gerichtsmedizin untergebracht war. Dennoch betrat Ada den Seitentrakt, einen schmucklosen Anbau. Dank der Keycard war das auch außerhalb der regulären Öffnungszeiten möglich. Ein schlechtes Gewissen wegen der Fundunterschlagung hatte sie nicht. Sie hatte vorgehabt, die bei ihrem letzten Besuch vom Boden aufgelesene Schlüsselkarte auf dem Weg hinaus bei der Leitstelle abzugeben, es dann aber vergessen. Mit Maras Verschwinden war ihre Welt aus den Fugen geraten, und damit war eine unterschlagene Keycard zu Adas geringsten Sorge geworden.

Auf dem Gang stieß sie mit jemandem zusammen.

»Verdammt, können Sie nicht aufpassen?« Die zierliche Frau im Mantel hob den Kopf und sah zu Ada auf.

Ada erkannte Doktor Behrens.

»Sabel? Sie hätten nicht herkommen sollen!« Sie ging an Ada vorbei in Richtung Ausgang. »Ich hätte Ihnen wirklich nicht davon erzählen dürfen ...«

»Was haben Sie denn erwartet?« Ada folgte ihr.

»Vergessen Sie es! Ich bin gerade erst fertig geworden und gehe jetzt nach Hause.«

»Ich muss sie sehen.« Ada stellte sich ihr in den Weg. »Bitte ...«

Doktor Behrens blieb stehen.

Ada sah ihr in die gletscherblauen Augen und machte keinen Hehl aus dem Schmerz und der Verzweiflung, die in ihrem Innersten tobten. »Es wird auch nicht lange dauern. Niemand wird davon erfahren, das verspreche ich Ihnen. Bitte ...« Das letzte Wort flüsterte sie.

»Ja, ja. Wieso kann ich auch nicht meinen Mund halten?« Doktor Behrens schüttelte den Kopf und machte kehrt.

Am Ende des Gangs betätigte sie einen Wandschalter. Eine Schiebetür öffnete sich. Die Pathologin ging Ada voraus und schaltete die Beleuchtungskörper im Seziersaal an. Die Leuchtstoffröhren surrten, als eine nach der anderen zum Leben erwachte. Drei in den Boden eingelassene Metalltische glänzten in ihrem Licht. Es roch nach Desinfektionsmittel. Aber da war noch etwas, das in der Luft hing. Ada wusste nur zu gut, wie gern sich dieser Geruch an der Kleidung festkrallte.

Doktor Behrens schüttelte den Kopf. Ihre Absätze klackerten, als sie an den Obduktionstischen vorbeiging und den angrenzenden Raum betrat. Vor den in die Wand eingelassenen Türen der Kühlzellen blieb sie stehen.

»Nur einen kurzen Blick, dann verschwinden Sie wieder, okay?«

Ada nickte.

Einen erschreckend langen Augenblick war nur das Brummen der Kühlaggregate zu hören. Das Geräusch schwoll in Adas Ohren an. Es hörte sich an, als näherte sich ihr ein Hornissenschwarm.

Doktor Behrens löste den Stahlriegel einer Kühlzelle und zog ihn nach unten. Das Geräusch von Stahl auf Stahl hallte in Adas Kopf nach. Mit Öffnen der Metalltür entwich ein kühler Luftstrom, bei dem sich Ada die Nackenhaare aufrichteten.

Wie in Trance sah sie dabei zu, wie Doktor Behrens die Schublade mit dem Leichensack herauszog. Ihr Magen krampfte.

Doktor Behrens griff nach dem Reißverschluss und blickte zu Ada. Dann hielt sie inne. »Ich weiß nicht, ob das wirklich eine so gute Idee ist. Es ist kein schöner Anblick. Und Sie sehen ja jetzt schon so aus, als würden Sie jeden Moment umkippen.«

Ada hielt sich mit einer Hand an der Lade fest und rang nach Luft. Nur mehr das dünne Material des Leichensacks trennte sie vom Anblick des toten Körpers darunter. Die Vorstellung, dass nur wenige Zentimeter zwischen ihr und dem Leichnam ihrer Tochter lagen, raubte ihr fast den Verstand.